

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen
Band: - (1947)

Artikel: Die Bödenen bei St. Leonhard
Autor: Steinmann, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947835>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

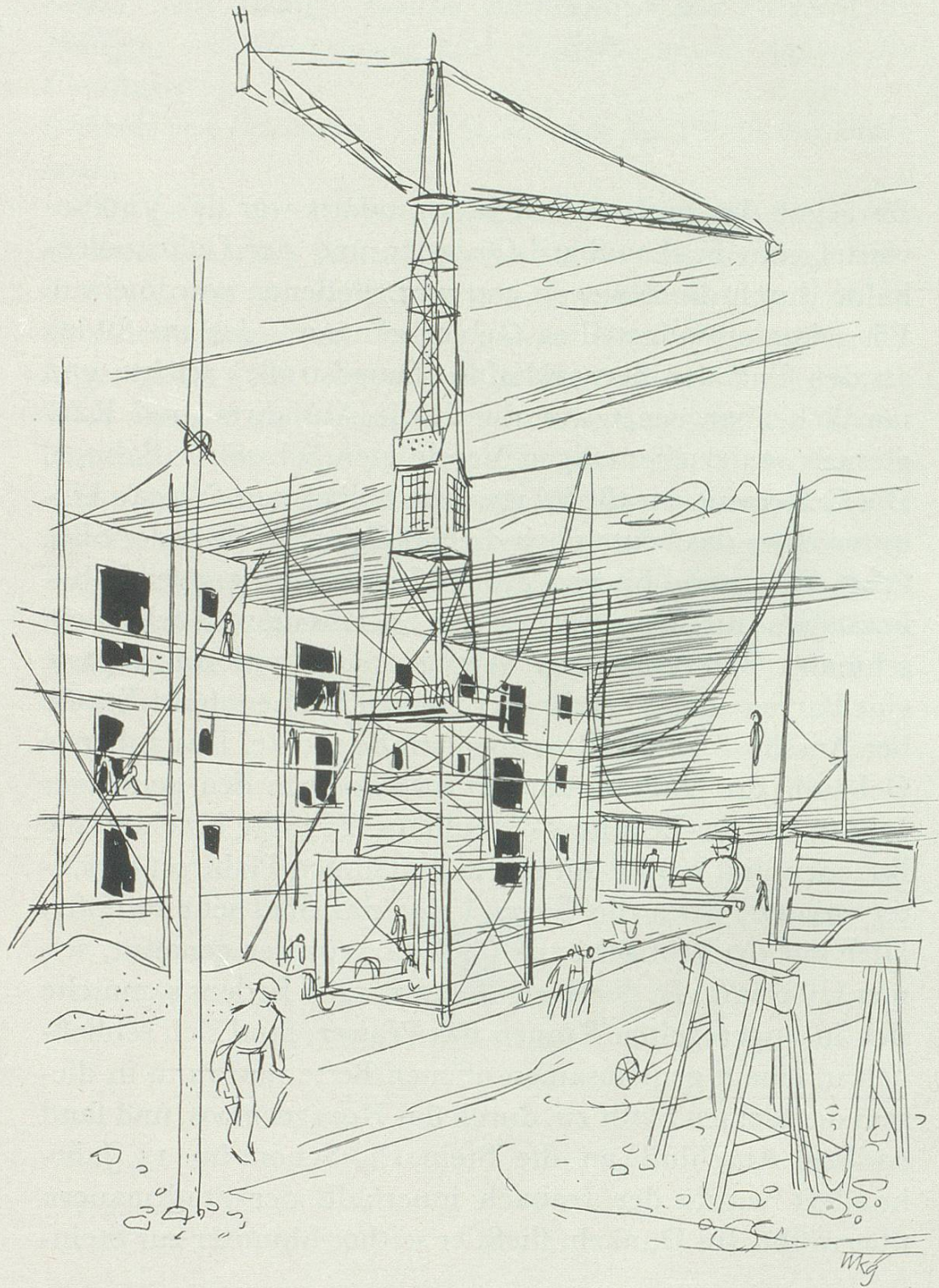
DIE BÖDENEN BEI ST. LEONHARD

August Steinmann

Bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts war das Vadianviertel vom St.-Leonhard-Quartier und der Geltenwilenthalde durch die Bödenen getrennt. Bödenen wurde ein in Pflanzländer aufgeteiltes Gebiet genannt, das im Süden an den Fuß der Berneckhalde (Davidstraße) reichte und nördlich abgegrenzt war durch die Ausfahrts- und Rangiergeleise der ehemaligen Vereinigten Schweizer Bahnen. Die Geltenwilenstrasse führte unmittelbar zum Niveau hinunter, über das heute noch die westliche Ausfahrt der SBB. führt. Es bestand bis zum großen Umbau der ganzen Bahnhofanlage just beim Anstieg des St.-Leonhard-Büchels ein schmaler Bahnübergang. Wenig davon entfernt sicherte eine Barriere den Verkehr, der von der St.-Leonhard-Straße her Anschluß an die Rosenbergstraße suchte. Das äußerste Gebäude des Vadianquartiers war noch in den neunziger Jahren das St.-Leonhard-Schulhaus. Es ragte hinein in die Bödenen und mußte auf einem mächtigen Pfahlrost errichtet werden; denn die Gegend war dazumal sehr sumpfig. Hier hat der Irabach, auch Schwärzewasser genannt, seinen Ursprung. In der Tiefe des moorigen Bodens sammelte sich in unregelmäßigen Rinnen das Wasser, fand sich schließlich in einem gemeinsamen offenen Bette und rann in diesem der kleinen Stadt zu, durch das Hopsgermoos, und fand endlich Anschluß an die Steinach. Schon im 15. Jahrhundert wurde der Irabach innerhalb der Stadtmauern überwölbt. Im Dunkeln fließt er seither hinunter zur Stein-

KURT BENDEL

Baugeschäft, St. Gallen



GERECHTER LOHN



GUTE LEISTUNG

ach; die Gewölbe gehen bei der Rorschacher Straße ineinander über. Der Irabach sieht nirgends mehr die Sonne; das große Moos, das ihn nährt, ist hoch überschüttet, und es ist darauf um die Jahrhundertwende ein neues Quartier entstanden, das den Charakter jener Bauperiode trägt, die möglichst hoch und in rotem Backstein ihre Zeugen errichtete. Was noch an die alten Bödenen erinnert, ist einzig und allein das St.-Leonhard-Pärklein, in das hinein zu bauen projektiert worden ist.

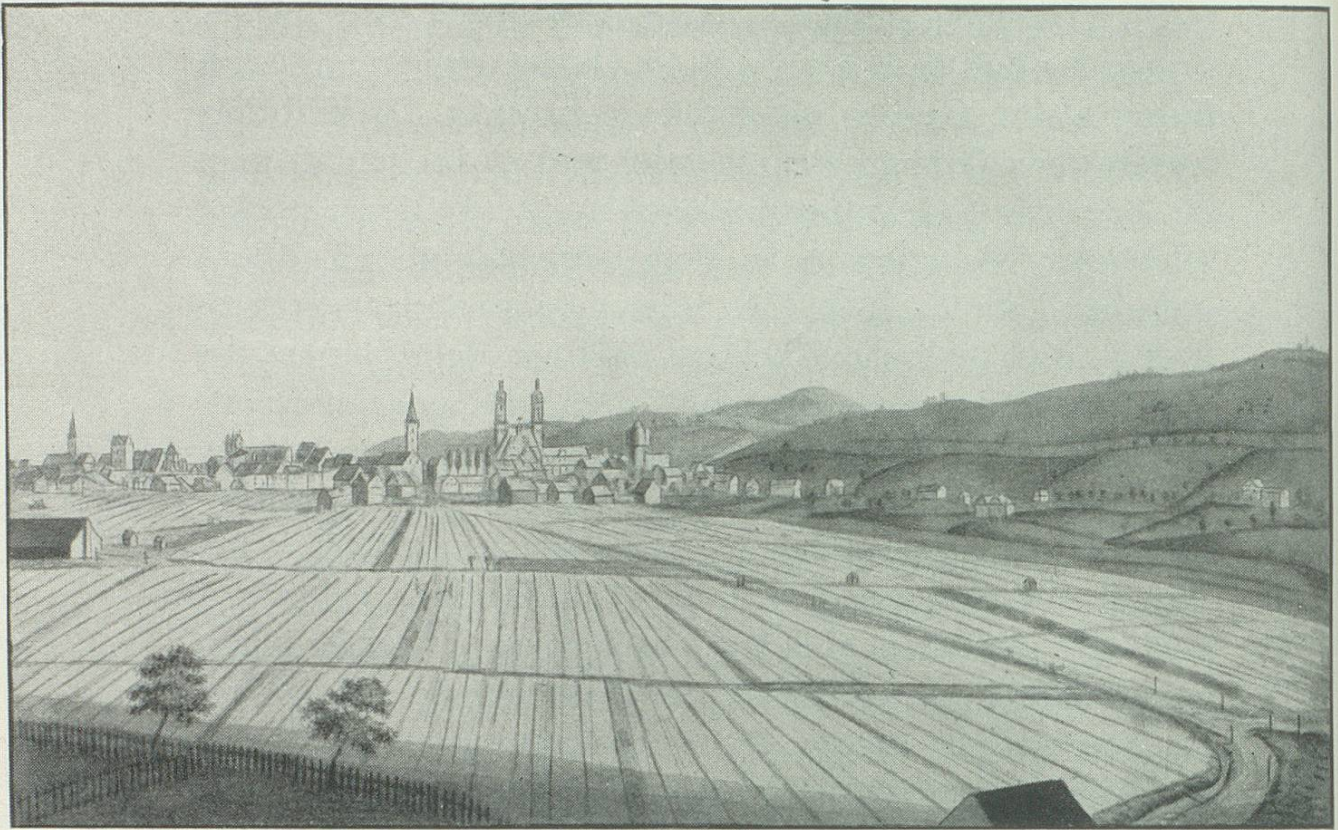
Die Bödenen nannte man früher, das heißt noch in der ersten Zeit des 19. Jahrhunderts, Davidsbleiche. Diese reichte bis zum Bleicheli und stellenweise bis nahe ans Multertor. Man darf annehmen, daß der Name mit einem der alten Bleichenbesitzer, nämlich Färber David Allgöwer, in Zusammenhang gebracht werden könnte. Die Allgöwersche Farb stand oben an der Landstraße nach Teufen und hart beim Übergang des Bleichegebietes zum Berneckhang. Sie hieß «alte Farb», und neben ihr erhob sich ein hölzerner Tröckneturm, der vor zirka 25 Jahren bei einem schweren, nassen Schneefall in sich selbst zusammenbrach.

Bödenen – eigentlich sollte es heißen Böden; aber die alten St.Galler gaben sich mit der Mehrzahl von Boden, also mit Böden, nicht zufrieden. Sie hängten an Böden zur Verstärkung eben des Mehrzahlbegriffes noch ein «en» an. Seit wann der Flurname Bödenen besteht, wissen wir nicht. Er dürfte im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aufgekomen sein; denn in jener Zeit wurde das einstige Bleicheland, so wie es die Bilder zu dieser Abhandlung zeigen, seinem ursprünglichen Zwecke entfremdet. Das ganze Gebiet wurde in Pflanzgärten aufgeteilt. Den Stadtbürgern war die Möglichkeit geboten, in der alten Davidsbleiche Boden zu pachten, um diesen als Gärtchen oder Gemüseäckerlein zu verwenden. Es war in den Hungerjahren 1816 und 1817, als die «bürgerliche Kuhweide»

am Berneckhang in Pflanzböden umgewandelt wurde. Der Rat wollte so die Selbstversorgung fördern, und die Bürger machten davon reichlich Gebrauch. Noch auf dem ersten Katasterplan für die Stadt St.Gallen von Johannes Zuber, erstellt im Jahre 1832, ist der Berneckhang eingeteilt in viele kleine Parzellen. Man darf also annehmen, daß damals dort noch Pflanzgärten gewesen seien, obwohl schon 1827 die Bleiche als Pflanzland erscheint. In Zubers Plan finden wir denn bereits auch die «Bödenen». Mitten durch das Areal führt schnurgerade ein Sträßlein zur St.-Leonhardskirche; daneben zeigt der Plan noch einen schmalen Weg, der südlich davon bis zur Göltenwilenthalde reicht; dieser schmale Weg ist der Vorgänger der heutigen Davidstraße, deren vollständiger Ausbau in der Zeit der großen Überbauung um 1900 durchgeführt wurde. Und in diese Zeit hinein fällt auch der Bau der jetzigen St.-Leonhard-Straße mit dem Anstieg zur St.-Leonhard-Brücke.

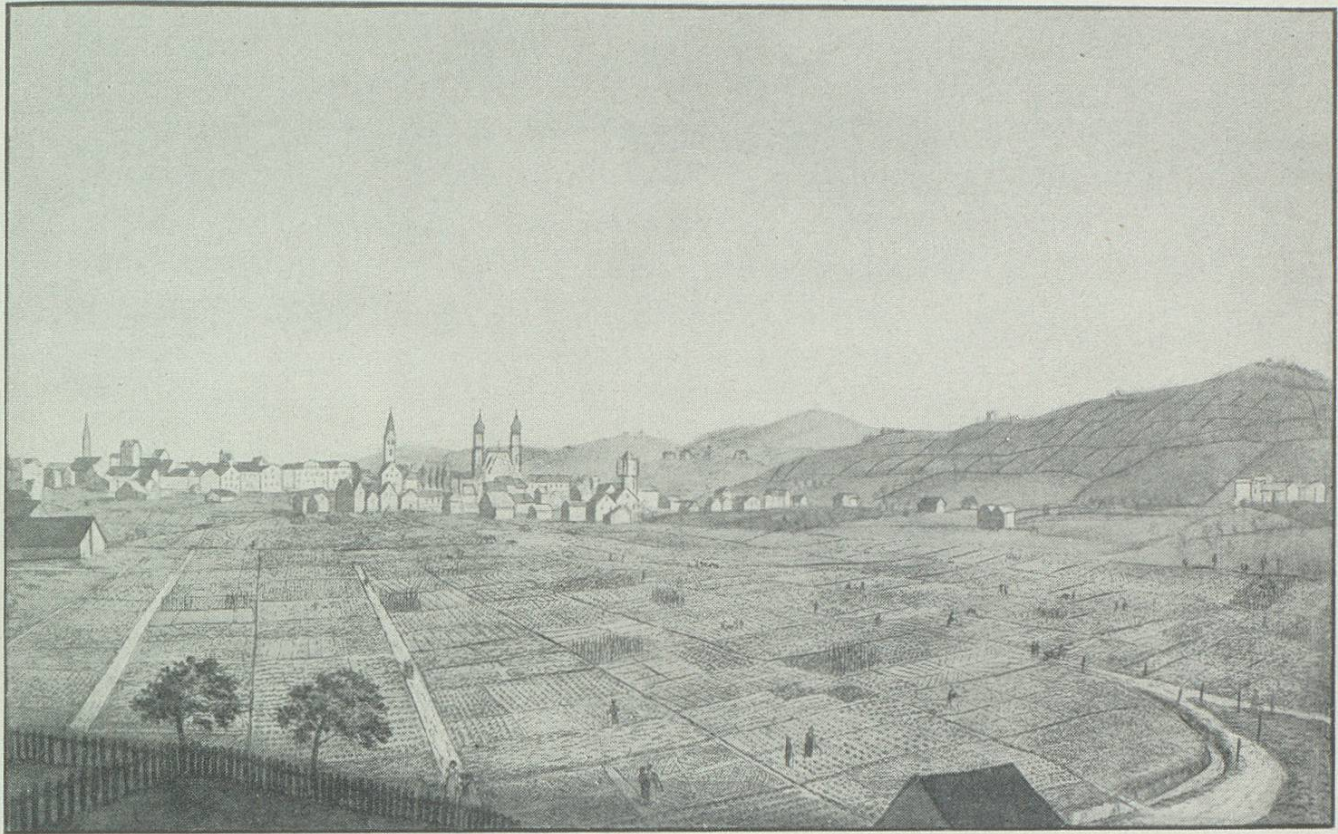
Alle, die die alten Bödenen noch gekannt haben, werden das liebliche Bild, das diese boten, noch in Erinnerung haben. Hier war das bescheidene kleine Reich jener Sankt-Galler, die nach des Tages Arbeit in Kontoren, Läden und Werkstätten im freundlich gemeinten Sinne des Wortes Ackerbürger werden durften. Für sie war es eine große Lust, draußen vor den Mauern der Stadt zu gärtnern und zu pflanzen, zu pflegen und zu ernten. Sie trugen im Sommer Blumensträuße und frisches Gemüse heim, im Herbst fuhren sie die Ernte auf einem Handwägelchen oder in einer alten Kindertruckede oder auch in einer Karrete über die weichen Weglein nach Hause. Einer kannte den andern, ein jeder wußte vom Nachbar Gutes und ein gewisses «On dit»; man rief sich von Acker zu Acker Guten Tag und Guten Abend zu, ob es wohl gedeihe und «Gott sei Dank, 's trüejet».

Die einzelnen «Pflanzblätz» waren durch sorgsam abgemessene und zurechtgestampfte Gartenweglein und auch durch kleine Gräben voneinander getrennt. Da und dort waren diese Gräben ziemlich tief und so breit, daß man ein Bretterbrücklein darüberlegen mußte. In ihnen stockte schwarzes Moorwasser, in dem ausgiebig die Torfflora gedeihen konnte. Auch Frösche und Salamander waren zu finden, und in lauen Nächten stieg aus dem Dunkel des Wassers breites Gequake, kam auch das geheimnisvolle Glöckeln der Unken, die wohlgeborgen in den Wasserfässern lebten. Diese Wasserfässer – sie waren bis zum Rande in den schwarzen Moorgrund eingelassen und von Schilf und dickbüscheligem sauerm Gras eingerahmt; hellgrüner Schlamm schwamm obenauf, ein flockiger Pelz. Die Pflanzler schöpften aus den Fässern das faulende, jauchige Wasser, das trefflich düngte. Es war ein erquickender Anblick: diese feisten Kabisköpfe, der mächtige Kohl und die schneeweißen «choux fleurs» – so wurde der Blumenkohl genannt –, dann die Bohnen, rot- und weißblühend und an hohen Stangen ins Blaue wachsend, in Schnurreihen die Räben und Rüebli! Alles, was ein einfacher Bürger in der «Gmüßsoppa» haben möchte, wuchs da draußen vor der Stadt, wurde fett und groß, erfreuend das Herz der Hausmutter und das Auge des Pflanzers. Diesen stand noch guter Mist zur Verfügung, und an Hüsligülle war kein Mangel. Am frühen Morgen schon konnte man die Männer und Frauen an der Arbeit finden; denn auf dem Moorboden gedieh auch gesund und üppig allerlei Unkraut. Es gab zu jäten, zu hacken, zu häufeln, Luft zu machen für die zarten Setzlinge. Ordnung mußte sein, und wer seinen Boden vernachlässigte, kam ins Gerede. Auf den Bödenen gab es auch selbstgezimmerte Gartenhäuschen, in denen das Geschirr untergebracht wurde und der Pächter zufrieden den Feierabend genoß. Das waren die Stunden wirklicher Acker-



St.Gallen vor der Anpflanzung der Gemeindsteile Johann Christoph de Michael Hägger, 1818

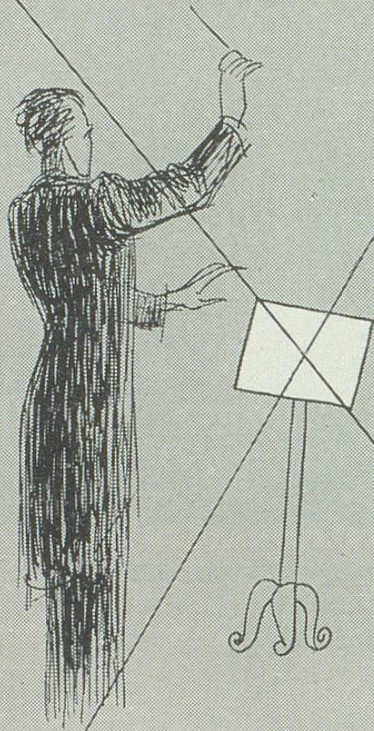
bürger-Idylle, wenn der Sommerlast über den Bödenen voll der Kräuterdüfte und Gemüsegerüche war und zwischen den Pappelreihen an dem St.-Leonhard-Sträßchen die Städter zu Uhlers Biergarten hinausspazierten, am alten Zuchthaus vorbei und lustwandelnd längs des Friedhofes. Kein Tram, kein Auto, keine Flugzeuge über den Menschen, dafür aber vornehm rollende Kutschen und dampfend mit schönen weißen Wolken die noch bescheidenen Lokomotiven der VSB. und das keuchende, rasselnde Bögel-Isse der Gaiser Bahn. Einer der treuesten Pächter in den



*St.Gallen nach der Anpflanzung der Gemeindstheile
(Die beiden kolorierten Stiche wurden uns freundlicherweise von der Firma Raubach & Widmer
zur Verfügung gestellt.)*

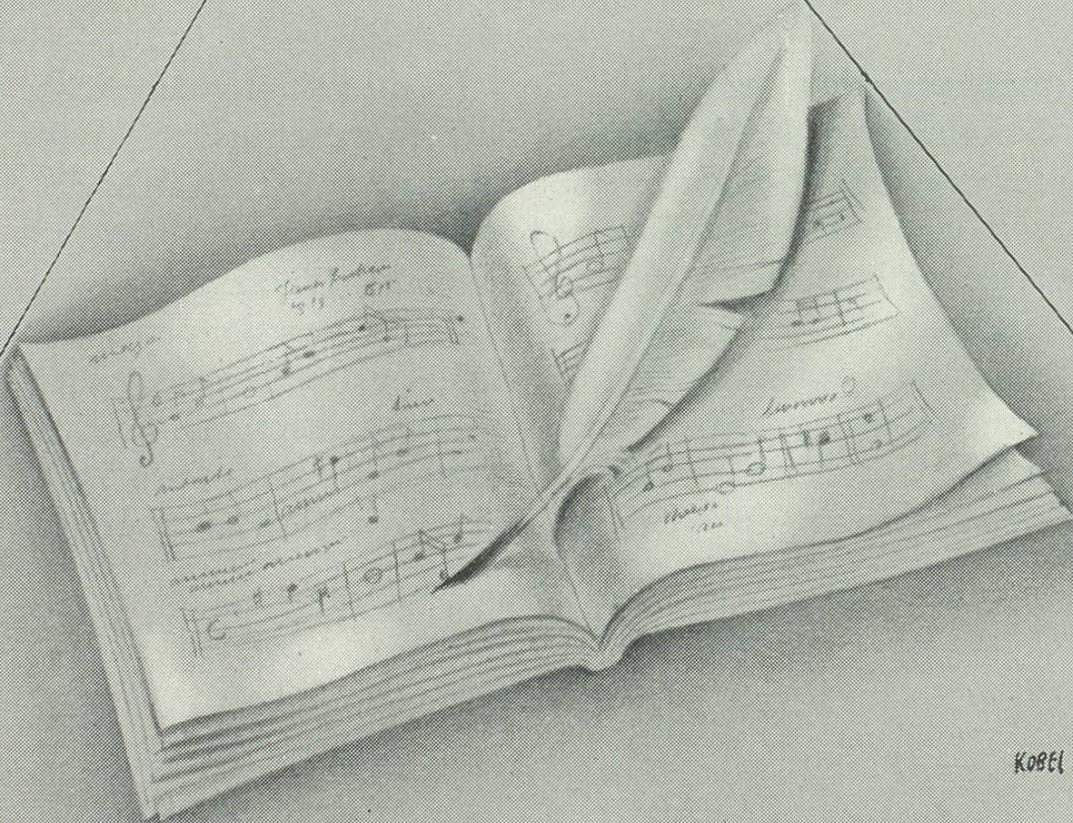
Bödenen war der alte Lehrer Kästli, ein altväterischer Schulmeister. Nach ihm soll eine lange, schmale Schreibfeder «d Kästli-Federe» genannt worden sein. Kästli, dessen Schönschreibe-Unterricht sehr gerühmt wurde, pflegte seinen Pflanzblätz mit großer Hingabe. Ich erinnere mich noch gut, wie der weißhaarige Mann in den Bohnen arbeitete und seine Haushälterin, ein robustes Frauenzimmer, kommandierte. Dies tat er aber auch in seinem Gärtchen auf der Stadtmauer hinterm Damm. A propos – eines Tages schloß er den geplagten Hausgeist im «Hüsli» ein, und es

Das Werk des Künstlers wird von Dirigen-
gent und Künstlern nach bestem Können
interpretiert. Das gute Cliché gibt ein
Bild in allen seinen Tönen wieder.



Gebr. John

Cliché-Anstalt St. Gallen



bereitete ihm viel Vergnügen, als die Magd polternd Befreiung verlangte: «Chästli, mached uf! Wend'r ächt uf-mache, Chästli.» Und die ganze Nachbarschaft, vom Beck Schällibaum bis hinauf zum Einstein, nahm an der Komödie teil. O du liebes, altes St.Gallen!

Die Bödenen ein Kinderparadies – für uns Buben waren sie ein Beutefeld; denn da gab es süße Rüblein mit langen Rattenschwänzen, und oben hatten sie schönes, zartes Kraut für die Küngel. Scheinheilig machte man sich an die Beete heran, und ebenso scheinheilig probierte man, wie fest wohl die Rüblein in der Erde stecken, ob man besonders stark ziehen müsse, und ob es nicht geradezu förderlich sei, da und dort die Reihen zu lichten. Das Zupfen sei eine nützliche Notwendigkeit und zum Vorteil für die Pflanze. Also zupfte man die größten Rüblein aus, rieb sie mit dem Nastuch sauber, und dann – dann begann das Knabbern. Herrlich, wie das knackte, herrlich das süße Rübenmark, das goldgelbe Innerste! Warum nicht das stehlen, was ja zu Hause und in der Schule als ganz besonders gesund gelobt wurde. «Rote Rüebli gend gsondi Buebli.» Nun, wir waren allerdings keine Buebli mehr, sondern Buben, Leonhändler, Wassergäßler, Vadiansträßler, Davidsträßler und aufgeteilt in ein paar kleine Lausbubenbanden. Zu den Rüblein kamen noch die saftigen Zuckererbsen, die sich lustig ausböhnen ließen. Manchmal gelangen die Absichten, manchmal aber verdarb ein greller Pfiff das Wagnis. Da flohen nicht nur die Vögel aus den Erbsen; es flohen auch die Buben nach allen Richtungen. Und wenn wir auf Umwegen wieder in der heimatlichen Gasse eingetroffen waren, schilderte ein jeder seine Flucht: «O verreckt, i ha mi aber zäpft!» oder «Fascht hett'r mi vewötscht! Aber dä blöd Chroopli hät mi nöd übercho.» Und beneidet wurde der, der in der Eile doch noch ein Rüblein erwischte hatte. Es gab Helden unter

uns, prachtvolle Helden, bewundert und bestaunt. Aber wehe, wenn «es» auskam! Da stunden die scheinheiligen Rüeblischelmen, die Helden, vor einem Manne, der gewaltiger war als Moses, dem er glich: Vorsteher Rohner; und es gab Tatzen, saftige, pfitzige Tatzen auf die sündigen Bubenhände. Doch wir ertrugen die Strafe, denn ein jeder von uns war ein Bödenen-Spartakus. Wir kannten die Gefahren innerhalb der Pflanzblätz: ein mißlungener Sprung über einen Graben, und man fiel ins schwarze, dicke Wasser; man übersah ein Wasserfaß, stolperte darüber und zog einen Schuh voll Schlamm heraus; aus dem Bohnendickicht fuhr plötzlich eine schwere Männerfaust an den Kragen: «So, han i di emol, du schtroolige Rüeblischelm, du Schtrick, du Luusbueb.» Da wurde der Tapferste klein und tat so unschuldig, als gälte der Unschuldige Kindleintag auch für ihn. Das alles war vor mehr denn fünfzig Jahren, und wir waren gar nicht besser als die Jugend von heute. Dessen versichere ich alle, die zu den Kindern unserer Zeit sagen: «Ja, ja, früher war die Jugend bräver. Damals hatte man noch Respekt vor den Großen.» Ja, Tubak! Ich schlage an die eigene Brust, denn auch ich mußte mich oft zäpfen aus den Pflanzböden und rief auf der Flucht dem Pflanze irgend etwas zu, das nicht aus dem Katechismus stammte.

Das alles, alles war einmal, und es gehörte zum Frohmütigsten im Gesicht des alten St.Gallens und war auch ein grüner Vorhof, den man durchschreiten mußte, um in die fleißige, nie ermüdende Stadt zu kommen. Die Bödenen waren nicht nur das Bubenparadies, sondern auch die Stätte, auf welcher der Bürger, der den Boden lieb hatte, pflanzen und ernten durfte. Sie waren nicht nur im Frühling, unter der Sommersonne und in den Farben und Düften des Herbstes schön; nein, auch im Winter, wenn der Schneesturm vom Westen hereinbrach und die Schnee-

flocken waagrecht dahergestoben kamen. Dann wob der graue Wintertag einen feinen Schneeschleier über die verwehten Äckerlein und zugefrorenen Wassergräben, und vornübergebeugt zogen die Großen durch die kahle Allee hinaus zur Kirche auf dem umnebelten Büchel, die kleinen Kinder in die Sonntagsschule der Frau Pfarrer Miescher und des Fräulein Wachter. Zur Predigt wandelnde Gestalten zwischen den vom eisigen Wind umbrausten Pappeln. Und auf den Bödenen, nahe dem Pfarrhaus und dem kleinen Bahnwärterhaus beim St.-Leonhard-Übergang stand auch jener Baum, in dessen hohlem Stamm wir einmal ein Vogelnest entdeckten, und es lagen in dem weichen Flaum die pipsenden kleinen Vögel. Doch Welch eine Trauer: am dritten Tage nach dem lieblichen Fund fanden wir das Nest zerstört, und vor der Höhle lag zertreten die Brut.

Es geschah dann mit den Bödenen, was im Brunnenhofer Lied gesungen wird: die Stadt streckte ihre «steinernen Finger aufs Land» und griff auch nach den Bödenen. Große Projekte und Spekulation gingen Hand in Hand ans Werk. Kurz vor der Jahrhundertwende wurden die Pachten aufgelöst und die Bödenen in Parzellen (welch häßliches Wort in diesem Zusammenhang!) aufgeteilt. Die Äckerlein verschwanden; eine Rollwagenbahn brachte von dort her, wo jetzt der Güterbahnhof ist, ungezählte Züglein mit Auffüllehme herbei, und die grüne Herrlichkeit wurde zugeschüttet. Es entstand ein neues «Quartier»; offen und ehrlich gesagt: kein schönes Quartier, fremd dem Antlitz der alten Stadt, fremd auch unserer Bauart, fremd dem sanktgallischen Charakter. Man bestaunte zwar die Backsteinpaläste, entstanden aus importierten Ideen und Vorstellungen. Heute würde sicher anders gebaut und nach vernünftiger gezogenen Baulinien. Es entstünde etwas Einfacheres und Schöneres. Man würde nicht mehr

ein Lagerhaus hinstellen und Lagerhöfe einrichten und einen so uferlosen Platz schaffen wie der ist, in den sinnlos und ziellos Straßen von allen Seiten münden. Dieser Platz ist das trostlos wirkende Denkmal für die Bödenen. Unter ihm liegt das Gartenland der Ackerbürger von ehem.



Strecken und Trocknen der Leinwand auf den Bleicheplätzen